

Leseprobe aus:

Scarlett Thomas

Das Ende der Geschichten



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

TEIL EINS



Machen wir den Versuch: Organisieren wir einen falschen Raubüberfall. Verzichten wir aber auf gefährliche Waffen, und achten wir darauf, dass kein Menschenleben gefährdet wird (andernfalls machen wir uns wieder strafbar). Fordern wir ein Lösegeld, und sorgen wir dafür, dass die Operation das nötige Aufsehen erregt, kurz, wir müssen der «Wahrheit» so weit wie möglich treu bleiben, um die Reaktion des Apparates auf ein perfektes Simulakrum zu testen. Doch es wird uns nicht gelingen: Im Netz der künstlichen Zeichen werden sich reale Elemente unentwerrbar verfangen (irgendein Polizist wird sofort schießen, ein Bankkunde wird an einer Herzattacke sterben, und wir werden auf die simulierte Geldforderung hin echte Scheine erhalten). Kurz, wir finden uns, ohne es zu wollen, sehr schnell in der Realität wieder. Eine Funktion der Realität besteht unter anderem darin, jeden Simulationsversuch zu vereiteln und alles auf das Reale zu reduzieren ...

JEAN BAUDRILLARD, *Agonie des Realen*

Das Ende des Universums und wie man es überlebt – darüber las ich gerade, als ich eine SMS von meiner Freundin Libby bekam. *Kannst du in einer Viertelstunde unten am Fluss sein?*, schrieb sie. *Riesenkatastrophe*. Es war ein kalter Sonntag Anfang Februar, und ich hatte die meiste Zeit des Tages in unserem feuchten, auffälligen Cottage in Dartmouth im Bett verbracht. Oscar, der Literaturredakteur der Zeitung, für die ich schrieb, hatte mir Kelsey Newmans Buch *Die Wissenschaft vom ewigen Leben* zum Rezensieren geschickt, samt einer Grußkarte mit dem Abgabetermin. Damals rezensierte ich grundsätzlich alles, weil ich das Geld brauchte. Und so schlecht war das auch gar nicht: Als Rezensentin populärwissenschaftlicher Sachbücher hatte ich mir einen gewissen Namen gemacht, und Oscar schickte mir immer nur die besten Werke. Christopher, mein Freund, arbeitete ehrenamtlich für verschiedene Kulturerbestätten, also musste ich für die Miete aufkommen. Ich lehnte daher nie einen Auftrag ab – so auch im Fall von Kelsey Newman, obwohl ich nicht die geringste Ahnung hatte, was ich über sein Buch und seine These vom Weiterleben über das Ende der Zeit hinaus schreiben sollte.

In mancher Hinsicht lebte ich ja selber schon über das Ende der Zeit hinaus: über Abgabetermine, Kreditlimits und jedes Ultimatum des Filialleiters meiner Bank. Meine Abgabetermine hielt ich nur ein, um Geld zu bekommen, aber ausgeben konnte ich es deshalb noch lange nicht. In jenem Winter war ich gezwungen, alle meine Honorarschecks in einer obskuren Wechselstube in Paignton einzulösen, wo keine weiteren Fragen gestellt wurden, und die Strom- und Gasrechnungen auf der Post in bar zu bezahlen. Aber was konnte man schon anderes erwarten? Ich war schließlich keine Erfolgsautorin, auch wenn ich immer noch vor-

hatte, eine zu werden. Jedes Mal, wenn wieder ein weißer Umschlag von der Bank eintrudelte, ging Christopher mit ihm nach oben und legte ihn zu den anderen Briefen, die sich auf meinem Schreibtisch stapelten. Ich machte keinen dieser Umschläge jemals auf. Weil das Guthaben auf meinem Handy fast aufgebraucht war, simste ich Libby nicht zurück, legte aber das Buch beiseite, stand auf und zog mir meine Turnschuhe an. Zwar hatte ich mir eigentlich geschworen, sonntagabends nie in Dartmouth unterwegs zu sein – komplexe Beweggründe hatten mich dazu veranlasst –; aber ich konnte meine Freundin ja nicht einfach hängenlassen.

Der graue Nachmittag rollte sich in den Abend hinein wie eine verängstigte Kellerassel. Ich hatte noch fünfzig Seiten der *Wissenschaft vom ewigen Leben* vor mir und sollte die Rezension am nächsten Tag abgeben. Später würde ich das Buch also noch zu Ende lesen und den Artikel dann rechtzeitig einreichen müssen, damit die Möglichkeit bestand, dass er in die nächste Sonntagsausgabe kam. Wenn er erst in der übernächsten Woche erschien, würde ich diesen Monat kein Geld mehr sehen. Unten auf dem Sofa saß Christopher und zersägte alte Gegenstände aus Holz, um aus den Teilen einen Werkzeugkasten zu basteln. Er konnte nicht draußen arbeiten, weil wir keinen Garten hatten, nur einen winzigen, von hohen Mauern umschlossenen Hinterhof, wo manchmal auf wundersame Weise – wie vom Himmel gefallen – Frösche und anderes kleineres Getier auftauchten. Als ich ins Wohnzimmer kam, sah ich gleich, dass alles voller Sägemehl war, sagte aber nichts dazu. Meine Gitarre lehnte neben dem Kamin an der Wand, und jedes Mal, wenn Christopher seine Säge vor- oder zurückbewegte, wanderte die Schwingung durch den Raum und ließ die dicke E-Saite erzittern. Dabei entstand ein Ton, so tief und traurig und eindringlich, dass man ihn kaum hören konnte. Christopher sägte sehr angestrengt: Tags zuvor war sein Bruder Josh zum Mittagessen bei uns gewesen, und das hatte er immer noch nicht verwunden. Josh fand es heilsam, über den Tod ihrer Mutter

zu reden; Christopher jedoch nicht. Josh war froh, dass ihr Vater mit einer fünfundzwanzigjährigen Kellnerin zusammen war; Christopher fand das abscheulich. Wahrscheinlich wäre es meine Aufgabe gewesen, das Gespräch darüber zu beenden. Aber ich war in dem Moment zu sehr mit meinen eigenen Sorgen beschäftigt, weil ich mir das Buch, das ich rezensieren sollte, noch nicht mal angeschaut hatte und weil das Brot fast aufgegessen war und wir kein weiteres mehr im Haus hatten. Außerdem hätte ich auch gar nicht gewusst, wie ich dieses Gespräch beenden sollte.

Manchmal, wenn ich nach unten ging, überlegte ich mir unterwegs, was ich sagen sollte, aber dann malte ich mir aus, wie Christopher darauf reagieren würde, und ließ es bleiben. Doch diesmal sagte ich: «Stell dir vor –», und Christopher, der immer noch wie ein Besessener sägte, als hätte er den Kopf seines Bruders vor sich oder vielleicht auch den von Milly, fiel mir sogleich ins Wort: «Babe, du weißt doch, ich kann es nicht leiden, wenn du ein Gespräch so anfängst.» Ich entschuldigte mich, aber als er mich bat, ein Stück Holz für ihn festzuhalten, erwiderte ich, ich müsse mit dem Hund raus.

«Sie war seit Stunden nicht mehr Gassi», erklärte ich. «Und es wird bald dunkel.»

Bess wälzte sich in der Diele auf ihrem Kauknochen herum.

«Warst du nicht vorhin erst mit ihr spazieren?», fragte Christopher.

Ich zog meinen Anorak an, nahm meinen roten Wollschal und ging ohne ein weiteres Wort. Ich drehte mich nicht einmal mehr um, als ich hörte, wie sich der Inhalt von Christophers Nagelkiste auf den Boden ergoss, obwohl ich wusste, eigentlich hätte ich das tun sollen.



Wie überlebt man das Ende der Zeit? Ganz einfach. Wenn das Universum erst einmal so alt und schwach ist, dass es in sich zu-

sammenbricht, sind die Menschen längst so weit, dass sie mit ihm machen können, was sie wollen. Sie hatten ja Milliarden von Jahren Zeit zum Lernen, und es gibt keine strenge Hausmutter mehr, keine liberale Tageszeitung und keine Unheil verkündenden Kirchenlieder, die sie von irgendetwas abhalten würden. Zu dem Zeitpunkt wird es nur noch darum gehen, den einen baufälligen Planeten im Universum beiseitezuräumen, während ein anderer traurig in die Nachbargalaxie hinübertröpfelt. Und so erwartet man dann den letzten Knall, bei dem alles mit allem verschmilzt und das Universum seinen malerischen Zusammenbruch antritt und so lange keucht und schwitzt, bis alles Leben in hohem Bogen aus ihm herausschießt und alle bestehende Materie zu einem einzigen Punkt zusammengepresst wird und schließlich verschwindet. Mit dem kaum hörbaren letzten Röcheln des sterbenden Universums, dem letzten Seufzer seines finalen Orgasmus, werden aller Schleim und Eiter und alle stinkenden Säfte zu reiner Energie, die einen einzigen Augenblick lang zu allem nur Denkbaren fähig ist. Eigentlich wusste ich gar nicht genau, wieso ich überhaupt in Erwägung gezogen hatte, Christopher das alles zu erklären. Einmal hatte er mich schon zum Weinen gebracht, weil er sich weigerte, die Existenz von Raumdimensionen anzuerkennen; und ein anderes Mal hatten wir uns fürchterlich gestritten, weil er sich das Diagramm, mit dem ich den Satz des Pythagoras bewies, nicht einmal ansehen wollte. Die Bücher, die ich rezensierte, fand Christopher – wie er sich ausdrückte – «viel zu abgehoben, Babe». Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, was er zu dem aktuellen sagen würde, das einem komplett den Kopf platzen ließ.

Kelsey Newman zufolge wird sich das Universum, das immer schon ein einziger großer Rechner war, einen Augenblick lang – oder noch kürzer – so sehr verdichten und so viel Energie entwickeln, dass es in der Lage ist, absolut alles zu verarbeiten. Da liegt es doch nahe, es kurzerhand darauf zu programmieren, dass es ein zweites Universum simuliert, ein neues, das niemals enden wird

und in dem jeder bis in alle Ewigkeit glücklich leben kann. Dieser Augenblick ist der sogenannte «Omegapunkt», und weil er die Macht besitzt, alles in sich zu enthalten, ist er von Gott nicht mehr zu unterscheiden. Und doch wird er anders sein als Gott, denn er speist sich aus einem Treibstoff namens *Energeia*. Während das Universum auf seinen Zusammenbruch zusteuert, wird also niemand Gedichte darüber schreiben oder ein letztes Mal Sex haben oder auch nur zugehöhnt und teilnahmslos herumhängen, den Untergang erwarten und sich all die Schönheit und Unergründlichkeit auf der anderen Seite ausmalen. Nein, alle werden gemeinsam anpacken für das ultimative Ziel: überleben. Nur durch Physik und die Arbeit ihrer bloßen Hände wird es der Menschheit gelingen, den Omegapunkt zu bauen, der kraft seiner unendlichen Macht in der Lage und aus diversen Gründen auch absolut willens ist, jeden – ja, auch dich! – Milliarden Jahre nach dem Tod wieder zum Leben zu erwecken. Er wird jeden Einzelnen lieben und den Himmel auf Erden erschaffen. Am Ende des Universums ist also alles möglich. Nur eines nicht.

Man wird nie wieder sterben können.

Normalerweise schickte mir Oscar keine solchen Bücher. Wir rezensierten Populärwissenschaft, so schräg sie auch sein mochte, lehnten aber grundsätzlich alles ab, was unter Esoterik fiel. War dieses Buch esoterisch? Schwer zu sagen. Laut Klappentext war Newman ein angesehener New Yorker Psychoanalytiker, der angeblich sogar einmal einen Präsidenten therapiert hatte, auch wenn man nicht erfuhr, welchen. Zu seinem Buch hatte ihn das Werk des ebenfalls hochangesehenen Physikers Frank Tipler inspiriert, der die Idee mit dem Omegapunkt entwickelt und alle nötigen Berechnungen durchgeführt hatte, um zu beweisen, dass du und ich – sowie sämtliche Menschen, die jemals gelebt, und dazu noch sämtliche potenziellen Menschen, die niemals gelebt haben – am Ende aller Zeit wiederauferstehen werden, sobald die dafür nötige Kraft zur Verfügung steht. Der Tod ist also nichts weiter als ein

kurzer Schlaf, und man merkt selber kaum, wie viel Zeit verstrichen ist, bis man in der Ewigkeit wieder aufwacht.

Aber wenn das stimmte, wozu machte man sich dann eigentlich noch all die Mühe mit so vielen Dingen? Wozu versuchte man, eine bekannte Romanautorin zu werden? Wozu bezahlte man noch Rechnungen, rasierte sich die Beine und versuchte, immer genug Gemüse zu essen? Wenn diese Theorie zutraf, war es doch sehr viel vernünftiger, sich gleich zu erschießen. Aber was dann? Ich liebte das Universum, vor allem seine reizvolleren Bestandteile wie die Relativität, die Schwerkraft, die Up-Quarks und die Down-Quarks, die Evolutionstheorie und die Wellenfunktion, die ich schon fast verstanden hatte. Aber so sehr, dass ich über sein natürliches Ende hinaus weiterexistieren, mit allen anderen in einer Art Koma festsitzen und von irgendeinem kosmischen Apparat abhängen wollte, der uns alle am Leben erhielt – so sehr liebte ich es nun auch wieder nicht. Ich hatte einmal gesagt bekommen (und in letzter Zeit wieder öfter daran denken müssen), dass ich am Ende vor dem Nichts stehen würde. Was in aller Welt sollte ich mit so viel Himmel anfangen? Ewig weiterleben – das war doch wie eine Ehe mit sich selbst, nur ohne die Möglichkeit, sich jemals scheiden zu lassen.



Bis zur Straße hinunter waren es einunddreißig steinerne Stufen. B. und ich gingen an Regs Eckhaus vorbei und überquerten den Marktplatz, wo weit und breit niemand zu sehen war, nur eine einzelne Möwe, die an einer weggeworfenen Pommestüte herumpickte und dabei dasselbe Geräusch machte wie alle ihre Artgenossen auch: *Keck-keck-keck!* Wie eine einsame Maschinenpistole. Am Butterwalk, gleich neben Miller's Deli, drückte B. sich dicht an der Wand entlang, und sobald wir die Royal Avenue Gardens betreten hatten, hockte sie sich zum Pinkeln hin. Alles schien geschlossen, kaputt, tot oder im Winterschlaf zu sein. Der Musikpavillon war

verlassen, der Brunnen versiegt. Die Palmen fröstelten. Der Wind brachte einen salzigen Geruch wie nach Seetang mit sich, der stärker wurde, je näher wir dem Fluss kamen. Kein Mensch war zu sehen. Es wurde bereits dunkel, und über Kingswear verfärbte sich der Himmel zu einem matschigen Gemisch aus Grün, Braun und Lila, wie eine faulende Apfelschale. Vom Meer her wehte der Wind heran, und all die kleinen Schiffe tanzten wie von Zauberhand bewegt an ihren Anlegestellen und gaben geisterhafte Laute von sich.

Ich zog die Kapuze meines Anoraks über, und B. schnüffelte herum. Sie stattete gern der Reihe nach jeder einzelnen Bank am Nordufer einen Besuch ab, um anschließend den kleinen, allgemein «Boat Float» genannten Hafen zu umrunden und durch den Coronation Park den Heimweg anzutreten. Im Winter war sie träger und schläfriger als sonst, und zu Hause fand ich sie immer wieder zusammengerollt im Bett zwischen den Kissen, als wollte sie Winterschlaf halten. Doch kaum waren wir draußen, spulte sie ihr übliches Programm ab. Und jeden Tag blieben wir stehen, um uns die geheimnisvolle Baustelle im Coronation Park anzuschauen. Die alte Mary aus Libbys Strickkurs hatte im Herbst erzählt, dass dort auf einem leicht erhöhten, aufwendig gestalteten Rasenstück ein kleines, steinernes Labyrinth mit Blick auf den Fluss entstehen sollte. Bisher war aber immer noch nichts weiter zu sehen als ein Loch. Die Stadtverwaltung hatte beschlossen, das Projekt zu finanzieren, weil es irgendeiner Studie zufolge angeblich beruhigend auf die Menschen wirkte. Dabei war Dartmouth ohnehin ein verschlafener Zufluchtsort für Leute, die einen ruhigen Lebensabend verbringen, sterben, Romane schreiben oder ganz in Ruhe einen Laden aufmachen wollten. Beruhigung brauchten hier einzig und allein die Kadetten des Royal Naval College, und die würden das Labyrinth kaum jemals betreten. Meine größte Sorge war, dass die Bauarbeiter meinen Lieblingsbaum fällen könnten, deshalb musste ich mich täglich davon überzeugen, ob er noch da war. Der

Wind fegte nur so durch den Park, und ich scheuchte B. an der Baustelle mit ihren flatternden Plastikplanen und dem provisorischen Zaun vorbei, warf einen Blick auf meinen Baum und kehrte dann wieder zum Ufer und zur Anlegestelle zurück. Es war ein kalter, grausamer, gehässiger Februar, und ich wollte zurück nach Hause, ins Bett, obwohl es da auch nicht viel wärmer war und mir das Atmen in der feuchten Luft schwerfiel. Auch B. wollte offensichtlich nach Hause, und ich stellte mir vor, wie wir zusammengerollt nebeneinander unter der Bettdecke lagen, beide im Winterschlaf.

Es war immer noch niemand zu sehen. Vielleicht hatte ich mir ja monatelang wegen nichts und wieder nichts den Kopf zerbrochen. Vielleicht kam *er* ja nicht mehr hierher. Vielleicht war er überhaupt nie hier gewesen.

Weiter flussaufwärts tuckerte ein Schiff der Higher Ferry quer über das Wasser auf Dartmouth zu. Es hatte nur einen Wagen an Bord, der vermutlich Libby gehörte, und seine Lichter tanzten durch die Dämmerung. Auf dem Fluss klimperte es. Ich stand da, wartete auf Libby, betrachtete die vielen Boote und schaute ganz bewusst nicht nach *ihm*. Als ich dem Klimpern und Klirren der Wasserfahrzeuge lauschte, fragte ich mich, warum das eigentlich so geisterhaft klang. Ich griff in die Innentasche meines Anoraks. Was ich da finden würde, wusste ich: ein Stück Papier mit einer E-Mail-Adresse, die ich längst auswendig wusste, und ein braunes Arzneifläschchen mit einer Pipette. Es enthielt die letzten Reste der Bachblütenmischung, die meine Freundin Vi mir vor einigen Wochen angerührt hatte. Ich hatte die Weihnachtstage mit Vi und ihrem Lebensgefährten Frank in ihrem Ferienhaus in Schottland verbracht, während Christopher in Brighton war. Doch dann war plötzlich alles schiefgegangen, und jetzt redete Vi nicht mehr mit mir. Ganz objektiv betrachtet machte mich das einsamer als je zuvor, aber so schlimm war das nicht, denn ich hatte ja ein Haus, einen Freund und B., und das war schließlich mehr als genug. Au-

ßerdem hatte ich die Tropfen, das half auch. Auf dem Etikett war Vis Handschrift gerade noch zu entziffern: *Herbstenzian, Stechpalme, Hainbuche, Esskastanie, Waldtrespe und Heckenrose*. Ich träufelte mir ein paar Tropfen der Mixtur auf die Zunge, und eine Sekunde lang wurde mir ganz warm.

Kurze Zeit später legte die Fähre an. Mit einem Rums wurde die Rampe ausgeklappt, dann öffnete sich das Tor, und das einzelne Auto fuhr an Land und bog auf den Uferweg ein. Es war tatsächlich Libbys Wagen, und ich winkte. Vor zwei Jahren hatten Libby und ihr Mann Bob ihren schwächelnden Comic-Laden zugemacht und stattdessen Miller's Deli eröffnet, wo sie alles Mögliche verkauften – unter anderem Rohmilchkäse, Gänseschmalz, Zitronentarte, hausgemachte Salate, Treibholzsulpturen sowie handgestrickte Schals und Decken aus eigener Herstellung und aus der ihrer Freunde. Ich kochte für Miller's Deli verschiedene Marmeladen, um das Einkommen aus meinen Schreibprojekten ein wenig aufzubessern. An Wintervormittagen ging ich oft früh in den Laden, um mir mein Lieblingsmittagessen zu besorgen: ein halbes Baguette mit eingelegtem Knoblauch und hausgemachter Fischpastete. Libby fuhr langsam, mit offenem Fenster, und ihr Haar wehte wirr im Wind. Als sie mich sah, hielt sie an. Sie trug Jeans, ein enges T-Shirt und darüber ein handgestricktes rotes Schultertuch, als könnte dieser Februar zu ihr niemals grausam sein und als hätte sie niemals eine dicke Brille oder ein weites Sweatshirt mit Siebdrucken von Horrorfilmfiguren angehabt.

«O Mann, Meg. Gott sei Dank. Christopher ist aber nicht hier, oder?»

«Natürlich nicht», erwiderte ich und sah mich um. «Hier ist überhaupt niemand. Wieso? Ist alles in Ordnung mit dir? Frierst du gar nicht?»

«Nein. Zu hoher Adrenalinspiegel. Ich sitze richtig tief in der Scheiße. Kann ich sagen, dass ich bei dir war?»

«Wann denn?»

«Heute. Den ganzen Tag. Und gestern Nacht auch. Bob ist zu früh heimgekommen. Die haben allen Ernstes seinen Flug nach Exeter umgeleitet, weil in Gatwick die Landebahn gefroren ist. Kannst du dir das vorstellen?»

«Hast du schon mit ihm gesprochen?»

«Nein, aber er hat gesimst. Eigentlich sollte er mir simsens, wenn er in Gatwick gelandet ist; dann hätte ich noch jede Menge Zeit gehabt, nach Hause zu fahren, mich umzuziehen, ein bisschen Unordnung zu machen und so. Als die SMS dann kam, dachte ich mir, aha, Bob ist jetzt in Gatwick – das war in etwa die passende Zeit. Und Mark und ich waren gerade im Bett, also habe ich sie nicht gleich gelesen. Ich meine, es dauert ja schließlich mindestens eine halbe Stunde, um erst mal aus dem Flieger und aus dem Flughafen zu kommen, dann noch mal eine halbe Stunde bis Victoria Station und zwanzig Minuten rüber nach Paddington, dann die drei Stunden Fahrt bis nach Totnes, wo er den Wagen stehen hatte, und die fünfundzwanzig Minuten bis hierher. Ich war also nicht gerade in Panik. Aber als ich sie dann endlich gelesen habe, war in der Zwischenzeit noch eine zweite gekommen: *Bin in einer halben Stunde da*. Und kurz danach kam noch eine – wo ich denn wäre, ob alles in Ordnung sei. Ich war echt kurz vorm Herzinfarkt.»

Libby hatte eine Affäre mit Mark, einem leicht angegammelten Typen, der in Churston, einem Dorf am anderen Flussufer in der Nähe von Torbay, aufgeschlagen war, nachdem ihm sein Großvater dort eine Strandhütte vererbt hatte. Da wohnte er jetzt, ernährte sich von Fisch und übernahm alle Gelegenheitsjobs, die er in den umliegenden Häfen und Werften bekommen konnte. Er sparte, um sich irgendwann als Schiffsdesigner selbständig zu machen, doch laut Libby war er davon noch meilenweit entfernt. Libby arbeitete unter der Woche meistens zusammen mit Bob in ihrem Laden, und den Rest ihrer Zeit brachte sie damit zu, immer kompliziertere Sachen zu stricken und Mark mit dunkelroter Tinte Liebesbriefe zu schreiben, während ihr Mann auf seiner

E-Gitarre spielte oder die Buchhaltung für den Laden erledigte. Sie hatte einen Lesezirkel in der Bücherei von Churston erfunden, um für Bob eine Erklärung zu haben, warum sie jeden Freitagabend dorthin fuhr. Außerdem sah sie Mark immer mittwochs in ihrem Strickkurs, was allerdings nicht ganz unproblematisch war, da jederzeit die Gefahr bestand, dass Bob unerwartet auftauchte und übrig gebliebenen Kuchen aus dem Laden vorbeibrachte oder eine der älteren Damen bemerkte, wie Mark Libby ans Knie fasste. An diesem Wochenende war jedoch alles anders, denn Bob war zu seiner Großtante und seinem Großonkel nach Deutschland geflogen. Und Libby war seit Freitag ununterbrochen bei Mark.

«Dann warst du also gestern Abend bei mir. Und ...?»

Ich zog die Stirn in Falten. Wir wussten beide, dass Libby eigentlich nie einen kompletten Abend bei mir zu Hause verbrachte. Manchmal, in letzter Zeit aber auch nicht mehr so häufig, kam sie mit einer Flasche Wein aus dem Laden vorbei. Dann setzten wir uns an den Küchentisch, während Christopher wenige Meter entfernt auf dem Sofa vor sich hin köchelte, sich über unsere illegale Satellitenanlage amerikanische Nachrichtensendungen oder Dokumentarfilme über Diktatoren ansah und die ganze Zeit vor sich hin murmelte, wie korrupt die Welt doch sei und wie habgierig die Reichen. Das machte er mit Absicht, denn Libby hatte Geld, und das gefiel ihm nicht. Inzwischen traf ich mich meistens im Pub mit Libby, obwohl Christopher sich immer wieder beklagte, wenn ich ausging und ihn allein zu Hause hocken ließ. B. hatte bisher eifrig weiter herumgeschnüffelt, doch jetzt stemmte sie die Vorderpfoten an die Fahrertür und streckte winselnd die Schnauze zum Fenster herein. Sie wollte einsteigen, denn sie fuhr für ihr Leben gern im Auto mit. Libby tätschelte ihr den Kopf, sah aber kaum zu ihr hin.

«Stimmt ... Ich muss wohl meinen Schlüssel verloren haben.» Sie improvisierte wild drauflos. «Wir, also du und ich, waren gestern Abend noch was trinken, und dabei habe ich meinen Schlüssel verloren und musste bei dir übernachten. Ich bin ziemlich be-

trunken gewesen und wollte Bob nicht beunruhigen, weil er ja sowieso in Deutschland war. Und heute bin ich dann losgezogen, um den Schlüssel zu suchen, womit ich überhaupt gerade beschäftigt war, als seine Nachrichten kamen. Und ich hatte das Handy bei dir gelassen, deshalb ...»

«Aber du bist doch mit dem Wagen unterwegs. Hast du den Hausschlüssel extra? Ich dachte, du hast alle Schlüssel am selben Schlüsselbund.»

Libby sah zu Boden. «Vielleicht habe ich die Schlüssel ja wiedergefunden ... Ach verdammt! Herrgott nochmal! Oh, Meg, was soll ich denn jetzt bloß machen? Ich wäre sowieso nicht mit dem Wagen zu dir gefahren, es sind ja nur fünf Minuten zu Fuß. Ich glaube, ich kriege das alles nicht zusammen.» Sie sah mich stirnrunzelnd an. «Komm schon. Du bist doch Autorin. Du weißt, wie man Handlungen konstruiert.»

Ich musste fast lachen. «Na klar. Und du liest Bücher. Da wirst du doch wohl auch noch eine Handlung konstruieren können.»

«Ja, aber du lebst davon. Und unterrichtest es auch noch.»

«Ja, schon, aber ...»

«Was ist hier die richtige *Schablone*?»

Schablonen, wie man sie als Kind zum Zeichnen benutzte. Libby hatte schon recht – die waren meine Spezialität. Nachdem ich 1997 einen Kurzgeschichtenwettbewerb gewonnen hatte, wurde mir ein Vertrag für ein bahnbrechendes, ernsthaftes literarisches Debüt angeboten: die Sorte Roman, die noch mehr Preise abräumen und in jeder Buchhandlung im Schaufenster liegen würde. Doch den Großteil der elf Jahre seither hatte ich damit verbracht, Genreromane zu schreiben, weil sich damit leichtes Geld verdienen ließ und es schließlich immer Miete und Rechnungen zu bezahlen und Lebensmittel einzukaufen gab. Für meinen literarischen Roman hatte ich damals einen Vorschuss von eintausend Pfund bekommen, doch anstatt damit meine Schulden abzuzahlen, hatte ich mir ein Notebook, einen schönen Füller und etliche

Notizbücher gekauft. Und als ich gerade an der Gliederung gesessen hatte, rief mich Claudia vom Verlag Orb Books an und bot mir zweitausend Pfund, wenn ich ihr innerhalb von sechs Wochen einen Thriller für Jugendliche schrieb. Zeb Ross, der offizielle Autor dieser Reihe, musste vier Romane im Jahr veröffentlichen, doch in Wirklichkeit gab es ihn gar nicht, und Claudia war ständig auf der Suche nach neuen Ghostwritern. Es war keine Frage: Ich würde mein Einkommen verdoppeln und anschließend meinen eigentlichen Roman schreiben. Doch ich hatte noch keine zwei Kapitel des eigentlichen Romans geschrieben, da wurde mir klar, dass ich erst noch einen weiteren Zeb-Ross-Roman würde schreiben müssen und dann noch einen. Zwei Jahre später erweiterte ich mein Programm und schrieb eine Reihe von vier Science-Fiction-Romanen unter meinem eigenen Namen, die alle an einem Ort namens Newtopia spielten. Meinen «richtigen» Roman wollte ich natürlich immer noch zu Ende schreiben, aber alle Anzeichen sprachen dafür, dass das nie passieren würde, selbst wenn ich bis ans Ende aller Zeit weiterlebte. Falls Kelsey Newman recht behielt und der Omegapunkt am Ende des Universums auch alle potenziellen Menschen zum Leben erweckte, müsste eigentlich Zeb Ross einer von ihnen sein. Dann könnte er seine eigenen Bücher schreiben. Aber ich müsste wahrscheinlich immer noch irgendwo meine Miete herkriegeln.

Ich seufzte. «Weißt du, wenn du ein Buch planst, kannst du immer wieder zurückgehen und Handlungselemente verändern, die nicht funktionieren, damit am Ende alles schön zusammenpasst. Du kannst Absätze löschen, einzelne Seiten oder ein ganzes Manuskript. Aber hier kann ich schlecht zurückgehen und dich mit dem Bus zu Mark fahren lassen, was sicherlich die beste Lösung wäre.»

«Inwiefern?»

Ich zuckte die Achseln. «Was weiß ich? Immerhin könntest du dann zu Fuß zu mir gekommen sein, den Schlüssel verloren und dein Handy bei mir gelassen haben – so, wie du gesagt hast.»